

Tubingensia

Glaser, Edith:
Die Anfänge: Frauenstudium und
Frauenforschung.
in: Tübinger Universitätszeitung.
Nr. 46 vom 10.04.1991. S.6-7

Die Anfänge: Frauenstudium und Frauenforschung

»Ich wäre übrigens der Meinung, daß für ein Fräulein, das Lust hat, Doktorin genannt zu werden, das Mittel, einem Doktor die Hand zu bieten, jedenfalls leichter und bequemer wäre, als ein Examen rigorosum zu bestehen.« Mit dieser Auffassung über die akademische Ausbildung von Frauen stand 1888 der Kanzler der Universität Tübingen, Prof. Gustav von Rümelin, nicht alleine. Die überwiegende Mehrheit der deutschen Hochschullehrer sperrte sich (im Gegensatz zu ihren schweizerischen Kollegen) im ausgehenden 19. Jahrhundert gegen die Zulassung von Frauen zum Studium.

Die Biographie der ersten außerordentlichen Studentin der Universität Tübingen Maria Gräfin von Linden zeigt, welcher Anstrengung und Bündnispartner es bedurfte, damit sie ihr Ziel, die Promotion in Naturwissenschaften, verwirklichen konnte. Sie hatte es schließlich geschafft und war als außerordentliche Studentin von 1892 bis 1895 in Tübingen immatrikuliert und schloß 1895 ihre akademische Ausbildung mit dem Dokortitel ab.

Aber es dauerte noch fast ein Jahrzehnt – und ist letztendlich der Frauenbewegung zu verdanken – bis studienwillige Frauen als ordentliche Studentinnen in die damals einzige württembergische Landesuniversität Tübingen aufgenommen wurden. Gegen den professoralen Widerstand verfügte der württembergische König zum Sommersemester 1904 ihre Zulassung.

Damit hatten Frauen formalrechtlich zwar den Zugang zum Studium erreicht, aber die Zulassung zu allen akademischen und staatlichen Prüfungen, und damit der Weg

in alle akademischen Berufe war ihnen noch nicht geobnet: Ärztinnen, Zahnärztinnen und Apothekerinnen konnten sie werden. 1906 erfolgte die Zulassung zur Staatsprüfung für das höhere Lehramt und 1921 die Zulassung zu den juristischen Staatsexamina. Die evangelische Landeskirche ließ Theologinnen erst Ende der 20er Jahre zu den Kirchenprüfungen zu. Zwar war es Frauen seit Beginn der 20er Jahre in Deutschland möglich sich zu habilitieren, aber erst 1944 erwarb die erste Frau in Tübingen die Befähigung für das akademische Lehramt. Die Personalverzeichnisse der Universität Tübingen verzeichnen die erste Ordinaria Ende der 60er Jahre. In den ersten drei Jahrzehnten steigerte sich die Zahl der Studentinnen von 3 = 0,2 Prozent (SS 1904) auf 513 = 14,6 Prozent (SS 1933). Aber die nationalsozialistische Frauenpolitik sowie die 1934 eingeführte Einschränkung der Studienanfängerinnen auf zehn Prozent eines Abiturjahrganges führte zu einem Einbruch in die beginnende Normalisierung des Frauenstudiums. Auch das Reichsstudienwerk unterstützte dies, indem es nur noch diejenigen Frauen förderte, die auf »besonders »frauliche« Berufe (Lehrerinnen und Ärztinnen)« hin studierten.

Bedingt durch Kriegsvorbereitung und Krieg ließen sich diese Beschränkungen nicht länger aufrechterhalten. Ein als »katastrophal empfundener Nachwuchs-mangel in allen akademischen Berufen« führte dazu, daß seit 1938 auch für jene »unfraulichen« Studienrichtungen wie Jurisprudenz und Technik geworben wurde. Infolge dessen verachtete sich die Zahl der Studentinnen zwischen Kriegsbeginn und dem SS 1944.

Wie schon nach Ende des Ersten Weltkrieges kam es auch bei der Wiedereröffnung der Universität Tübingen zum WS 1945/46 erneut zur Einschränkung des Frauenstudiums. Ähnlich wie im SS 1919 wurde vorrangig die Neuzulassung von Studienanfängerinnen beschränkt.

Aufgrund des wirtschaftlichen Aufschwungs und der Bildungsreform in den 60er Jahren und frühen 70er Jahre steigt die Zahl der Studentinnen seither kontinuierlich an. Im WS 1990/91 waren 44,3 Prozent (= 11309) der immatrikulierten Frauen. Weit unter diesem Anteil liegt die Beteiligung von Frauen am Lehrkörper der Universität: Derzeit kommen auf etwa 400 Professoren nur 15 Professorinnen.

Angesichts der institutionellen Beschränkungen und vielfältigen alltäglichen Schwierigkeiten des Frauenstudiums in den ersten Jahrzehnten ist es erstaunlich, daß in der Staatswissenschaftlichen Fakultät bis zur Einführung der Diplomprüfungsordnung 1924 Dissertationen angenommen wurden, die die rechtliche, wirtschaftliche und soziale Situation der Frauen zum Thema hatten. Zwischen 1908 und 1924 promovierten 51 Frauen, davon 15 mit Arbeiten, die heute der Frauenforschung zuzurechnen sind, so z.B. Maria Bidlingmaier: Die Bäuerin in zwei Gemeinden Württembergs; Lina Fischer: Die wirtschaftliche und soziale Lage der Frauen in dem modernen Industriecort

Hamborn im Rheinland; Lilly Hauff: Die deutsche Arbeiterinnenorganisationen; Gertrud Selig: Entwicklung und Ausbau der Mutterschaftsversicherung in Deutschland mit einleitender Darstellung und Kritik über das im Ausland Erreichte; Renetta Wijt: Hauswirtschaftliche Nahrungsmittelkonsumation und Frauenarbeit.

Die jungen Staatswissenschaftlerinnen qualifizierten sich damit für Karrieren, im sozialwissenschaftlichen Bereich: Lilly Hauff z. B. leitete von 1912 bis 1933 den Lette-Verein in Berlin. Daß die Bearbeitung solcher frauenspezifischer Fragestellungen in Tübingen möglich war, ist wissenschaftsgeschichtlich zu erklären: Die relative »Frauenfeindlichkeit« der nationalökonomischen Fachvertreter begründet sich zum einen aus der Geschichte der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät und zum anderen aus den Forschungsschwerpunkten der Hochschullehrer dieser Disziplin. Nationalökonomie der Jahrhundertwende ist keinesfalls gleichzusetzen mit ihren Nachfolgedisziplinen Volkswirtschaft und Betriebswirtschaftslehre. Die Tübinger Fachvertreter Robert Wilbrandt und Carl Johannes Fuchs gehörten der jüngeren historischen Richtung der Nationalökonomie an, die gleichsam den Beginn der empirischen und theoretischen Sozialforschung in Deutschland darstellte. In ihren Forschungen suchten sie nach Lösungen der Sozialen Frage, und die Frauenfrage verstanden sie als Teil derselben. Die Tübinger Nationalökonomie hatte in frauenbewegten Kreisen vor allem durch die Arbeiten von Prof. Robert Wilbrandt – er veröffentlichte 1906 sowohl eine Arbeit über »Arbeiterinnenschutz und Heimarbeit« als auch eine Untersuchung über »Die Frauenarbeit, ein Problem des Kapitalismus« – einen guten Ruf und einen gewissen Bekanntheitsgrad.

*Edith Glaser, Projektmitarbeiterin
am Institut für Erziehungswissenschaft I*